Nr. 12 Dezember 1933 16. Jahrgang

Heimat

Monatsblatt für die Geſchichte und Heimatkunde des märkiſchen und kölniſchen Sauerlandes
Beilage zur Weſtdeutſchen Volkszeitung

Schriftleitung: Stud.-Rat Dr. W. Schulte, Ahlen (Weſtfalen). — Druck und Verlag: Georg Pfeiffer G.m.b.H., Iſerlohn. Ohlſtr. 41-43 Fernſprecher 298 u. 299

Erſcheint monatlich. — Bezugspreis vom Verlag 2,40 Mk. jährlich, oder 1,20 Mk. halbjährlich. — Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. — Probe-Nummer gratis

Von den Grundlagen des Staates

Die Volkstumspflege im Neuen Deutſchland

Von Dr. Ansgar Jüngſt

Wird Deutſchland gerettet ſein, wenn alle Schornſteine wieder rauchen, die Maſchinen wieder ſurren und jeder Deutſche auf eigener Scholle wohnt? Es ſieht manchmal ſo aus, als ob die meiſten heute meinten, wenn erſt die Wirtſchaft wieder „voll angekurbelt" und damit die Arbeitloſenfrage erledigt ſei, dann ſei damit auch das neue Deutſchland geſichert. Allerdings, eine geſunde Wirtſchaft iſt für die Feſtigkeit eines Staatsgefüges unerläßlich, beſonders heute, wo im Zeitalter der Weltwirtſchaft ein jedes Volk auf der Erde, ja jeder Einzelne an dem entlegenſten Ort von den Erſchütterungen des Weltarbeitsmarktes in ſeinem perſönlichen Leben betroffen wird. Doch auch heute würde eine noch ſo blühende Wirtſchaft allein noch nicht das letzte Fundament des Staates hergeben.

Die Geſchichte beweiſt es. Waren die Zeiten höchſter Wirtſchaftsblüte auch immer die Zeiten der höchſten Macht im Staate? Oder fiel nicht die gewaltige Zeit der die nordeuropäiſchen Märkte beherrſchenden Hanſa zuſammen mit dem Tiefpunkt deutſcher Reichsohnmacht? Wo das feſteſte Fundamennt des politiſchen Daſeins liegt, das auch ſchlimmeſt Nöte nicht zu ſtürzen vermögen, ſollten wir Deutſche unter allen Völkern Europas am eheſten wiſſen: Was hat den deutſchen Minderheiten im Ausland dieſe unverwüſtlichen Widerſtandskräfte gegeben, daß weder die Mahlſteine der Weltmächte, noch der Weltkrieg ſie zu zermalmen vermochte? Die Wirtſchaft oder das in ihnen noch lebende Volkstum, d. h. das aus Blut und Boden und aus einer als Gemein-Schickſal erlebten Geſchichte ſich ergebende Zuſammengehörigkeitsbewußtſein? Wilhelm Tell, ſeine Schweizer und ihr Rütli-Schwur dürften genug beweiſen, wie unerſetzliche Energien allem Staatlichen aus den Urkräften des Volkstums zufließen: daß Sitte und Brauch ſtärkere Bindekräfte entfalten als ein noch ſo fein organiſierter Paragraphen-Bau.

Nur wo Volk und Staat eins ſind, da iſt das Unſterbliche: Vaterland. Volkstum, ſoviel es auch im Zeitwandel abſtößt und aufnimmt, es hat etwas Bleibendes, Dauerndes, und eben durch dieſe bleibenden Grundrichtungen gibt das Volkstum dem Staat ſeinen Charakter. Gewiß hat der Staat den Vorzug der feſten Organiſation, das Ordnungsmittel der Zwangsgewalt. Je mehr aber Volk und Staat auseinanderklaffen, um ſo mehr gleicht der Staat einem Gebäude, deſſen Grundmauern den tragenden Boden verloren und ſo in der Luft hängen. Das Gefüge des Mauerwerks mag für einige Zeit noch Halt in ſich ſelbſt haben, aber die immer größer werdenden Riſſe künden den drohenden Zuſammenbruch. Wo die tiefſte Urſache für unſere Ohnmacht ſeit 1918 zu ſuchen iſt, hat Alfred Roſenberg in ſeinem „Mythus des 20. Jahrhunderts" recht erkannt: „Staat und Volk ſtehen ſich ſeit 1918 offen als Gegner, oft als Todfeinde gegenüber."

Es war und iſt der Sinn der Heimat- und Volkstumspflege, dieſen tragenden Grund unſeres Reiches zu retten und zu bewahren. So kam vor einiger Zeit, als man daran gehen wollte, „Reichsreform" zu betreiben, aus den Reihen der niederdeutſchen Heimatbewegung der Ruf (formuliert von Prof. Lehmann, Altona, 1931): „Nur aus dem deutſchen Volkstum heraus kann Deutſchland neugeboren werden. Es wäre ſtümperhaft und frevleriſch, an den Aufbau und Ausbau des neuen Reiches zu gehen, ohne zugleich die Quellen anzuſchlagen, die unerſchöpflich und jugendfriſch aus ewigem Mutterboden vorwärtsdrängen. Wer hoch hinaus bauen will, muß tiefe und breite Fundamente legen." So iſt denn der vom Nationalſozialismus bekundete Wille, all unſer deutſches Sein aus „Blut und Boden" neu zu erbauen, keine Romantik, es iſt nüchternſte Realpolitik, wie ſchon Bismarck die entſcheidende Berückſichtigung der „Imponderabilien" genannt hat.

Geſchäfte und fand ſchon Erleichterung bei ſeiner ſchweren Arbeit in der Hoffnung der frohen Tage, die immer näher und näher rückten; und ſo genoß man in den Fabrikſtuben und an Arbeitstiſchen die Vorfreude dieſes Feſtes, wodurch eine immerwährende frohe Stimmung hervorgebracht und des Tages Laſt und Mühe erleichtert wurde. Die Phantaſie rief die genoſſenen Vergnügungen am jüngſten Feſte 1825 wieder hervor, welche in der Rückerinnerung noch einmal genoſſen wurden, und ſo die ſehnlich erwarteten Tage vorbereiteten.

Die ſämtlichen Mitglieder der Bürger-Offiziere traten öfter zuſammen, um die Feier dieſes Feſt zu beraten und anzuordnen. Alles, was auf Ordnung des Feſtes, auf gemeinſchaftliche Freuden, auf Erſparung der Koſten, ohne den Freudengenuß zu vermindern, auf Bürgertreue und Bürgereintracht Einfluß haben kann, wurde ernſtlich erwogen und Vorſchriften darüber feſtgeſetzt. Ein bretternes Zelt, 60 lang und 40 breit, 40 Ohm Bier, 24 Muſikanten, 9 Trommelſchläger wurden in Entrepriſe gegeben, um die Reihenfolge der Schützenzüge geloſet, um die Aufnahme einiger Schützen ballotiert und unter andern auch feſtgeſetzt, daß auf dem Schützenplatze nichts anderes als vom gemeinſchaftlichen Biere ſollte getrunken werden, und daß derjenige Schütze, welcher durch Zank und Streit etwa die Feier dieſes Feſtes ſtören würde, ſofort von dieſem und den künftigen Feſten ausgeſchloſſen werden ſollte.

So vorbereitet, rückte nun dieſer Freudentag, der 2. Auguſt, heran, welcher abends vorher durch Muſik und Trommelſchlag angekündigt wurde. Die ganze Schützengeſellſchaft beſtand aus 1000 Mann, denen ein Hauptmann, mehrere Offiziere und Führer vorſtehen. Morgens gegen 5 Uhr ermahnte die Trommel ſchon, ſich zum Feſte bereit zu machen, gegen 6 Uhr verſammelte ſich jeder Schütze zu ſeinem Führer, dieſer mit ſeiner Abteilung zu ſeinem Offizier, und ſo formierte ſich der ganze Zug in der Ordnung, welche vorher durchs Los entſchieden war. Jeder Schütze trug vor ſeiner Kopfbedeckung ein ſilbernes Zeichen, mit Eichenblättern geſchmückt, das er von der Schützengeſellſchaft für 15 Sgr. angeſchafft hatte, und wodurch er ſich als Mitglied legitimierte. Wer kein Zeichen hatte, durfte nicht in der Reihe der Schützen und auch nicht auf dem Schützenplatze erſcheinen. Beluſtigend und zu mancherlei Scherz Veranlaſſung gebend war es, zu ſehen, daß hie und da ein Schütze ſein Zeichen auf den Kopf geſtellt hatte, als ob er dadurch anzeigen wollte, daß am Abende er ſelbſt ſich auf den Kopf und dadurch das Zeichen recht ſtellen wollte. Unter Muſik, Trommelſchlag und Geſang wallte der ganze Zug nun in fröhlicher Stimmung durch die Straßen zum Bürgerplatze hin, wo er die angewieſene Stellung nahm und den Hauptmann erwartete, den die Muſik und eine Schützenabteilung abholte. Kaum erſchien dieſer auf dem Platze, ſo wurde er mit einem mehrmals wiederholten allgemeinen Freudenrufe: „Es lebe der Hauptmann!" empfangen. Wollte ich ſagen, wie man in der Beſchreibung ſolcher Feſte oft lieſt, daß dieſer Freudenruf kein Ende gehabt hätte, ſo würde mich in dieſem Augenblicke, da nichts mehr gehört wird, die ganze Welt Lügen ſtrafen; daß es aber lange währte, ehe die Kappen und Hüte wieder gerade auf den Köpfen ſtanden, und dieſer Wunſch kein vorübergehendes Hoſianna war, ſondern aus den aufrichtigen Herzen der Schützen kam, weiß jeder, der gegenwärtig war und nur einige Menſchenkenntnis hatte, die innere Empfindung auf dem Geſichte leſen zu können.

Allmählich trat auf den Wink des Hauptmanns die Stille wieder ein, welcher nun das Feſt mit einer Rede eröffnete. Der Schluß dieſer Rede wurde von der ganzen Geſellſchaft, wie aus einem Munde, mehrmals wiederholt. Als die Ruhe wieder hergeſtellt war, wurde von der ganzen Geſellſchaft das Lied: „Wir ziehen zum Sande mit Zeichen geſchmückt uſw.", geſungen, welches hierzu verfaßt, gedruckt und einige Tage vorher den Schützen eingereicht war. Nun ging der Zug in der vorgeſchriebenen Ordnung durch die Stadt zum Schießplatze, und auf dem Wege verkündigten Muſik, Trommelſchlag und Freudengeſang die frohe Stimmung der Schützen. Auf dem Schießplatze hatten Wirte Zelte erbaut und für Erquickung geſorgt. Hier wechſelten Geſang, Muſik und muntere Geſpräche mit einander ab, während andere um den Königsſchuß wetteiferten. Wer wollte, konnte hier auch zu Mittag eſſen, nur das Bier war gemeinſchaftlich und frei. Gegen 4 Uhr wurde die Schießübung für heute geſchloſſen und die Trommel rief die Schützen wieder in ihren Zug. Dieſer bewegte ſich nun in derſelben Ordnung und unter dem Freudengeſchrei, als er dieſen Morgen angekommen war, durch die Straeßn zum Schützenplatze, wo der Tanz auf grünem Raſen begann. Sichtbar wurde es hier, wie vielleicht an keinem andern Orte, daß an dieſem Feſte auch der Menſchenwert in den unteren Klaſſen anerkannt werden ſoll, indem Beamte mit Dienſtboten, Arbeiter mit den vornehmſten Damen tanzten und bunte Reihen formierten. Es erregte eine eigene Empfindung, wenn man wahrnahm, daß der Frohſinn der Menſchen ſich ſo gern durch Geſang und Tanz kundgibt, und viele Hunderte unter ihnen unter allgemeinem Jubel ſich tanzend herumbewegten, ohne auch nur einen einzigen Ton von der Muſik hören zu können. Ebenſo wurde in dem oben erwähnten Zelte vorläufig ohne Muſik getanzt, ſo wie die Natur den Takt angab. Dies Zelt war auswendig mit grünen Zweigen und inwendig mit vielen Kränzen und Inſchriften verziert. Auswendig auf dem Dache prangten mit großen Buchſtaben die Inſchrift: „Altena", links die Deviſe: „Eintracht macht ſtark

und ſicher" und rechts: „Achtung für die Rechte des Menſchen". Dieſe paſſenden, vielſagenden Inſchriften, welche am Abend illuminiert wurden, ſprachen überall an, und haben vielleicht den Samen der Eintracht in manches Herz hineingelegt, der früher oder ſpäter zur Frucht reift. Am Abende wurde der Schützenplatz rund herum durch große Laternen erhellet, und die Muſik, welche zum Teile hier, zum Teile im Zelte die Tanzluſtigen in Tätigkeit erhielt, endete erſt ſpät in der Nacht, wo jeder zu Hauſe ging und ſich zur Ruhe legte, um am andern Tage da wieder anzufangen, wo er jetzt aufhörte.

Am folgenden Tage, als am 3. Auguſt, wurde mit dieſem Feſte die Feier des Geburtstages unſers allgemein geliebten Königs verbunden. Die Zuſammenberufung der Schützen durch Muſik und Trommelſchlag, der Zug, der Freudenruf, die Verſammlung auf dem Schützenplatze, alles war wie Tages vorher. Der Hauptmann eröffnete die heutige Feier mit einigen Worten, indem er ſagte, daß unſer allverehrter Monarch kein Unrecht dulde, aber auch kein Unrecht begehe, und ſchloß nun, nachdem er einige ſeiner rühmlichen Eigenſchaften kurz angedeutet hatte, mit dem Ausruf: „Es lebe der König Friedrich Wilhelm der Dritte hoch!" welches von allen Anweſenden mit Begeiſterung und einer donnernden Stimme wie in einem Tone oft wiederholt wurde. Darauf wurde das hierzu jetzt verfaßte und unter den Schützen verteilte Lied: „Heil Friedrich Wilhelm, Heil uſw.", mit aller Teilnahme und ausgelaſſener Freude geſungen. Jetzt ging der Zug mit froher Stimmung, welche ſich durch den Geſang der Schützen an den Tag legte, zum Schießplatze, wo ebenſo, wie geeſtrn, für mancherlei Erquickung geſorgt war, die durch Muſik, Geſang, frohe und muntere Geſpräche gewürzt wurde. Die Schießübungen wurden fortgeſetzt. Jeder Schütze hatte in den beiden Tagen nur einen Schuß. Wann hie und da ein alter Schütze, welcher vielleicht nie ein Schießgewehr angelegt, von einem wohlmeinenden Freunde zurecht gewieſen wurde, wie er das Zentrum der Zielſcheibe mit dem Schießgewehre der Länge nach in eine Richtung bringen müſſe; wenn ein anderer das rechte Auge zudrückte und mit dem linken zielte: ſo erſchütterte dies das Zwerchfell der Umſtehenden, ohne daß ſich jemand beleidigt fühlte. Der nächſte als der Königsſchuß erhielt einen ſilbernen, ſtark vergoldeten Becher; der nächſte Schuß nach dieſem erhielt vier und der drauf folgende zwei ſilberne Löffel. Als nun von ſämtlichen Schützen jeder, wer Luſt hatte, einmal gefeuert, begab der ganze Zug ſich wieder unter lautem Jubel, wie am vorigen Tage, zum Schützenplatze. Der König wurde mit Muſik und einer Schützenabteilung in ſeine Wohnung gebracht, während deſſen die anderen auf grünem Raſen teils nach der Trommel tanzten, teils durch allerlei Volksſpiele ſich ergötzten. Glockengießen, Schwimmen, drei Mann Huckepack tragen, Sturmlaufen waren Spiele, wobei Greiſe und Jünglinge ſich der ausgelaſſenen Freude überließen und im eigentlichen Sinne wieder Kinder wurden. Mancher fremde Zuſchauer wußte nicht, ob er träumte oder in der Wirklichkeit lebte, wenn er ſah, wie 60jährige Greiſe ihre Dreilampen — ſo nennt man hier die dreieckigen Hüte — auf die Erde warfen, ſich längelang davor legten und aus vollen Backen blieſen, um das fingierte Feuer unter den Hüten anzuſchüren und das Glockengut zum Schmelzen zu bringen. Es war eine wahre Volksfreude.

Verſetzte es bei dieſen Volksſpielen aus Unvorſichtigkeit zuweilen auch einen derben Stoß, ſo blieb dieſer doch unbeachtet und wurde als unvermeidlich angeſehen. Es war, als wenn dies Feſt einem jeden mit Flammenſchrift vorgehalten hätte: du kannſt heute nicht beleidigt werden, denn heute ſind wir durch Liebe und Einigkeit verbunden. So iſt es recht, rief man ſich gegenſeitig zu, ein ſolches Feſt, wo wir uns alle nicht mehr, aber auch nicht weniger als Menſchen betrachten, gewährt eine herzliche Freude. Erwägt man auch, daß ein paar tauſend Menſchen, von denen doch mancher dem Gotte Bacchus geopfert hatte, ſich einer ausgelaſſenen Freude überließen, ohne Streit zu erregen oder den Frieden zu ſtören, ſo verdient dies gewiß eine rühmliche Anerkennung. Unbedeutende Wortſtreitigkeiten wurden durch die Gegenwart der Offiziere gleich beſeitigt. Erſt ſpät in der Nacht kehrte jeder zu ſeiner Wohnung zurück.

Die Koſten zu dieſem Feſte wurden größtenteils von den Zinſen eines Schützenkapitals, das hierzu beſtimmt iſt, beſtritten. Geſetzliche Ausgaben waren nur für den alten Schützen, welcher ein neues Zeichen erhielt, 20 Sgr.

Ein ſolches Feſt kann beim Volke nicht ſpurlos vorübergehen, ſondern muß mehr oder weniger ſeine guten Eindrücke zurücklaſſen. Einige Vorfälle an demſelben mögen dies noch bezeugen.

Ein Schütze, an den ſonſt im Jahre oft die Reihe kommt, ein Gläschen mehr als dienlich iſt, zu trinken, kam in die Nähe des Hauptmanns, welcher zu ihm ſagte: „Nun, N. N., wie ſieht es aus, heute müßt ihr euch doch gut halten?" — „Ja, Herr Hauptmann," erwiderte er, „ich weiß, wie in unſerm Stückchen (Liedchen) ſteht: „Mit Ordnung und Maßen".

Ein Fabrikarbeiter trat zu ſeinem Fabrikherrn, um ihm etwas zu ſagen, und nahm die Kappe ab. Dieſer ſetzte ſie ihm gleich wieder auf und ſagte: „An dieſem Tage leide ich nicht, daß ihr die Kappe abnehmt."

Mir ſelbſt ſagte ein alter Fabrikarbeiter: „Nun, das iſt doch ein ſchönes Feſt, wo wir alle ſo eins ſind. Als Sie und mein Fabrikherr dieſen Morgen im Zuge ſo vor mir gingen, wurde ich bis zu Tränen gerührt und dachte, wir alle ſind

---

bei empfinden, wie nicht nur die Vorfahren des eigenen Geſchlechtes, ſondern wie auch die Ahnfrauen der weiteren Verwandtſchaft mit Gutem und Böſen in ihnen fortleben. Zum Glied einer Kette wird da der Menſch, die von fernher läuft in die Unendlichkeit hinein.

Verſtehen des tief bedingten Menſchentums aus inen Wurzeln abſtammungsmäßiger und überlieferungsmäßiger Art, körperlich, ſeeliſch, geiſtig, in er eigenen Familie aber bei anderen Geſchlechtern, das kann rein menſchlich genommen die wiſſenſchaftliche Familienforſchung und Geſchlechterkunde fördern, daraus kann ſie ſchönſte Werte, auch erziehlichen Gehaltes, ſchöpfen laſſen. Weit hingegen lehnt ſie ab, was ihr oft als Aufgabe angedichtet wird und was hier und da in traurigen genealogiſchen Werken, die es natürlich ebenſo gibt wie minderwertige Ortsgeſchichten oder dergleichen, uch Ziel der Arbeit geweſen ſein mag, — weit hnt ſie es ab, der Eitelkeit beſonderer Menſcheitsverehrer durch Ermittlung mehr oder weniger glänzender" Vergangenheiten, „vornehmer" Verwandtſchaften und ähnlicher trefflicher Dinge auf weifelhafte Krücken zu helfen.

Ueber den Menſchen und den Menſchengeſchlechtern aber ſteht die menſchliche Geſellſchaft. Neben er Geſellſchaft hinwiederum ſteht für den Menſchen und die Menſchengeſchlechter die Heimat, ie rätſelvolle, Ehrfurcht und Liebe erheiſchende penderin tiefer unwägbarer Werte und Bindungen. Zwiſchen Familie und Heimat ſpinnen ſich echſelſeitig die Fäden, oftmals vermittelt von den ebſchiffchen heimatlicher Geſellſchaft. Die Eigenheiten der Heimat, wie Menſchenſchlag, Bodenbeſchaffenheit, Klima, ihre wirtſchaftlichen und politiſchen Bedingtheiten u. Zuſtände ſind für Weſen u. Werden ihrer Geſchlechter ebenſo bedeutſam wie das Weſen und Wirken der Geſchlechter für die Entwicklung hrer Heimat. Bei ſolcher Wechſelwirkung zwiſchen Geſchlecht und Heimat tritt die Familienforſchung u. eſchlechterkunde ein in den Kreis der Heimatkunde nd ſtellt ſich als ein gewiß nicht unnützer Mitarbeiter an den Heimatsbeſtrebungen vor, die heute ſtündlich an Ausdehnung und Beachtung gewinnen und in der Tat unſer Herz über das Elend es Alltags zu erheben vermögen. Wie ſoll auch eimatkunde umfaſſend und tiefgründig getrieben erden ohne Berückſichtigung der einzelnen heimatchen Volksglieder, der Geſchlechter alſo, die aus rauer Vorzeit her oder als ſpäter zugewandert der Heimat ſitzen, an ihrem Aufbau und Gedeih mitgeſchaffen haben, heute noch mitſchaffen und indeſtens in beträchtlichem Teil bis in ferne Zukunft mitſchaffen werden, der Geſchlechter, die das iſen für die ewige Kette ihres Daſeins nicht aus nem Schacht, ſondern aus vielen der heimatchen Erde emporgeholt haben. So muß nun auch Heimatkunde ſich der Geſchlechter aller Schichten ſig und liebevoll annehmen, ihr Kommen und Leben und nötigenfalls ihr Gehen und Erlöſchen beobachten, ihre Beeinfluſſung durch die heimatlichen Raſſen-, Umgebungs- und Zeitverhältniſſe berückſichtigten und andererſeits ihre Einwirkungen auf Zeitſtrömungen und Umgebungserſcheinungen in der Heimat zu erfaſſen ſuchen. Eine nachhaltig geförderte Geſchlechterkunde wird alsdann mit ihren Ergebniſſen die Heimatgeſchichte, die Heimatkunde überhaupt, nach allen Richtungen bereichern können. Da ſehen wir alte und junge Geſchlechter im Lande ſitzen, auf Höfen und Schlöſſern, in Dörfern und Städten, ſehen ſie dem Antlitz der Heimat beſtimmte Züge geben, ſehen, wie ihre Tätigkeit ſich ausdehnt und in die Verwaltung, die Politik des Ortes, des Landes hinübergreift und ſie immer umfaſſender mitgeſtalten hilft. Sie ſtehen aber auch hinter der Wirtſchaft und Wirtſchaftsentwicklung der Heimat. Die alten Bauern- und Adelsgeſchlechter in der Landwirtſchaft; in Gewerbe und Handel das Kleinbürgertum wie der Mittelſtand und das Honoratiorentum, aber auch das Patriziat der alten Städte, oder in der jüngeren Induſtrie das neuere Unternehmertum; in jedem Einzelfalle mit ſeinen Geſchlechtern und Familienkreiſen. Schließlich ganz entſprechend (neben dieſer materiellen) in der geiſtigen Kultur, bei der in der Konfeſſionsgeſchichte auf dem einen oder bei der Kunſtgeſchichte auf dem anderen Flügel die beſtimmten dort wirkenden heimatlichen Geſchlechter ihre führende Rolle ſpielten oder ſpielen. Alles dies herauszuarbeiten zum Nutzen der Heimat, die in uns lebt ſeit unſeren Kindertagen, an deren Gedeihen wir mitſchaffen möchten, an deren Entfaltung wir uns noch freuen wollen in den Jahren unſeres Alters, auch das iſt eine der großen Aufgaben der Familienkunde.

(Nach dem Aufſatz von Friedrich von Klocke: „Familienkunde, Geſellſchaftskunde, Heimatkunde." Heimatblätter der Roten Erde. 1. Jahrgang.)

Kauft
ein gutes weſtfäliſches Buch

Es war demnach eine der wichtigſten, bei unſerer einſeitig wirtſchaftlichen Blickrichtung wenig beachteten Maßnahmen unſerer Reichsregierung, wenn ſie vor ein paar Monaten die bis dahin zerſplitterten Beſtebungen der vielen ſich um Heimat und Volkſtum mühenden Vereinigungen zu einer machtvollen Einheit zuſammenfaßte im „**Reichsbund Volkſtum und Heimat**“ mit dem hohen Ziel: „das Volkserbe in ſeiner Geſamtheit einem heimat- und wurzelfremd gewordenen Volke zur Beſinnung und Neuausrichtung nach den Quellen ſeiner Kraft nahezubringen“. So ſind nun im „Reichsbund“ folgende großen Verbände zuſammengeſchloſſen: der Deutſche Bund Heimatſchutz (der Dachverband ſämtlicher deutſchen Heimatvereine), der Volksbund Naturſchutz, die Fichte-Geſellſchaft, die ehemals der „Geſellſchaft für Volksbildung“ zugehörigen Vereine, die Trachtenarbeitsgemeinſchaft der deutſchen Landsmannſchaften, der Finkenſteiner Bund, die Muſikantengilde, der Bund zur Pflege deutſchen und nordiſchen Volkſtums und der Verband der deutſchen Tanzkreiſe; außerdem haben ſich angeſchloſſen der Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, ferner die Abteilung Handwerkskultur im Deutſchen Handwerksinſtitut. Der „Reichsbund Volkſtum und Heimat“ umfaßt ſomit an **5 Millionen Männer und Frauen**, die ſich ſeit Jahrzehnten um die Erhaltung des deutſchen Volkſtums bemühen

Es iſt wichtig, daß die amtliche Verfügung gleich auch die **Aufgabengebiete** des Reichsbundes abgeſteckt hat; denn es war bei manchen Heimatvereinen bis jetzt zu bemängeln, daß ſie ſich einſeitig nur der Vergangenheit zuwandten und in rein muſealer Arbeit ſich ergingen, die hin und wieder wieder den Charakter der „Steckenpferd-Reiterei“ annahm. Nun heißt es klar, daß „außer der grundſätzlichen, in das geſamte Volk erzieheriſch wirkenden Volkſtumsarbeit“ angeſtrebt werden ſollen die Erweckung zum deutſchen Heimat- und Volksgedanken, die Pflege des Brauchtums, die Volksmuſik und das Volkslied, das Laienſpiel und Sprechchorweſen, der Volkstanz ſowie die Geſtaltung volkskultureller Feſte und Feiern, das Volks-Kunſtgewerbe, der Heimat- und Naturſchutz und die wiſſenſchaftliche Volkſtumskunde.

Durch dieſen das ganze Deutſchland umfaſſenden Zuſammenſchluß der Volkſtumspflege iſt einer nicht zu unterſchätzenden Gefahr begegnet, die mit der Heimatpflege bis jetzt mancherorts verbunden war und ſich insbeſondere bei den Reichsreformbeſtrebungen gezeigt hat: Die Sorge und Pflege landsmannſchaftlicher Eigenart war nicht immer davor ſicher, eigenbrötleriſch den unſeligen deutſchen Partikularismus zu fördern. Die Heimatpflege wird nun von allen derartigen „**Länder-Intereſſen**“ befreit. Hatten dieſe einſt noch eine in etwa begründete Urſache in dem landesherrlichen Territorial-Dynaſtien, ſo wurden ſie nach 1918 widerſinnig, wo es ſich um nichts anderes handelte, als die „Belange“ der Verwaltungs-Bürokratie, die — wie bei den Eingemeindungen — mit einem möglichſt geſtärktem „Lande“ ihre Macht ſteigern wollte. Dazu ſpannte man die Ideale der „Heimat“ vor den Wagen. **Wir** müſſen es laut begrüßen, daß wie die Kirche durch das Konkordat, ſo nun auch die Volkſtumspflege von aller Politik gereinigt wird.

Nur ſo kann ſie unſerm Volk helfen, wieder zum Vaterland zu finden. Es iſt ja doch ſo, daß der Einzelne das von aller Menſchenwillkür unabhängige Verwachſenſein mit der Volksgemeinſchaft kaum erfahren kann im großen Raum des Reiches; erſt in dem erlebbaren Teil ſeiner engeren Umwelt kann dieſes für ihn zu einer lebendigen Schau und einem ergreifenden Erlebnis werden, beſonders in einem Reich wie Deutſchland, das mehr als irgendein anderer europäiſcher Staat in eigenzeartete Volksſtämme gegliedert iſt. Es iſt ſo, wie Wilh. Heinrich Riehl einſt ſagte: „Um für die Einheit reif zu werden, müſſen wir erſt reif werden für das Verſtändnis und die Würdigung unſeres Sonderlebens.

Die katholiſche Schule zu Hagen im 18. Jahrhundert

Wir machen uns heutzutage oft ein falſches Bild über das Schulweſen früherer Zeiten, in dem Wahn, erſt jetzt „auf der Höhe“ der Entwicklung angelangt zu ſein. Man vergleiche damit folgenden Bericht, den wir im „Weſtphäliſchen Anzeiger“ vom Jahre 1799 (Spalte 817 ff) fanden. Wir leſen da:

„Je häufiger in öffentlichen Blättern die Klagen über die ſchlechte Einrichtung unſere Volksſchulen und über die Unwiſſenheit der Lehrer ſelbſt ſind, um ſo mehr verdient eine Lehranſtalt bekannter zu werden, welche ſich vor ſo vielen anderen zu ihrem Vorteil auszeichnet: es iſt die **katholiſche Schule in Hagen.**

Ein genaues Detail über ihre Methode beim Unterricht im Buchſtaben lernen, Buchſtabieren, Leſen, Recht- und Schönſchreiben, würde weitläufiger werden, als es der Raum dieſes Blattes geſtattet: ich begnüge mich deshalb, davon bloß ein Fragment zu liefern und nur das Weſentliche dem Publikum vorzutragen.

Ich hatte ſchon ſo **viel Rühmliches** von dieſer Lehranſtalt gehört, als daß ich bei meiner zufälligen Durchreiſe durch Hagen dem Wunſche hätte widerſtehen können, mich davon ſelbſt näher zu überzeugen.

Beim Eintritt in die Schule ſtanden alle Kinder auf und grüßten mich ſehr beſcheiden und höf-

gebracht hat. Der Kalender erſcheint im Verlag Fr. Heyder, Berlin-Zehlendorf, und koſtet 2,90 RM.

Nur Bilder bringen die weltbekannten „Spemann-Kalender“. Hier ſoll jedes Bild uns die ganze Woche begleiten und, wahrhaftig, es kann uns jedesmal in der Vollkommenheit der Wiedergabe wie mit ſeinem Inhalt beglücken. Der **Naturkalender** zeigt neben erhebenden Landſchaftsaufnahmen vor allem die Wiedergaben kleiner, oft kleinſter Naturvorgänge oder Großaufnahmen jenes zwar alltäglichen, doch in ſeinen einmal entdeckten Feinheiten unſagbar beſeligenden Lebens an und unter den Baumblättern, an Gras und Halm, zwiſchen Furche und Stein. Gerade ſolch „häßlichen“ Tiere wie Raupen und Inſekten zeigen uns hier Schönheiten in Linie und Geſtalt, die uns an das Paradies gemahnen. In die nicht weniger ur-haften Geheimniſſe des Gebirges weiht der **Alpenkalender** ein. Dem Sauerländer werden hier die Augen aufgehen, wenn er ſchaut, welch ähnlich gearteten Reize z. B. die Bergwälder und -wieſen, Baumgruppen und Sturzbäche auch ſeiner Heimat bergen, Schönheiten, an denen ſelbſt der Naturfreund manchmal blind vorbeigeht, weil ſein Auge falſch „eingeſtellt“ iſt. Wie man „ſehen“ muß, mag uns insbeſondere der **Fotokalender** lehren: daß auch der Nebel, das Regenwetter oder ſolch „alltäglichen“ Augenblicke wie eine Frühſtückspauſe, ein Kinderſpiel, Fenſterläden oder ein Bündel Spargel ihre Wunder an Formen und Linien haben. Der **Wanderkalender** zeigt uns die Herrlichkeiten deutſcher Landſchaften, Dörfer und Städte, an Häuſern, Brunnen und Toren — Blicke, die auch den in Erſtaunen ſetzen, der glaubt, dieſe Stellen ſchon „genau zu kennen“. Oder ſahſt du z. B. die Türme von St. Patroklus und St. Petri in Soeſt ſchon mal ſo, wie hier ein Wochenbild ſie zeigen? — Wer mehr ein Freund der Kunſt iſt, hat an dem **Kunſtkalender** eine Kunſtgeſchichte im kleinen — nicht bloß der Malerei und Bildhauerei, ſondern auch ſolch unausſprechlich gelungene Handwerksleiſtungen wie ſie hier ein ſchmiedeeiſernes Treppengeländer in Danzig oder ein ebenſolches Gitter in Emden darſtellen. Der **Literaturkalender** und der **Muſikkalender** zeigen nicht nur die Köpfe von Dichtern und Komponiſten, ſondern auch die Stätten ihres Lebens und Schaffens, Drucke und Bände ihrer Werke. Der **Walhalla-Kalender** iſt tatſächlich „ein vaterländiſcher Künder deutſcher Größe“. Jede Woche ſchaut uns hier ein deutſcher Künſtler oder Gelehrter, ein Staatsmann oder Feldherr an, faſt immer in Bildern, die uns etwas Beſonderes und meiſt Neues über den Menſchen ausſagen. Man ſieht, wie unerreicht die alte Porträtkunſt auch heute noch iſt, obwohl ſo manche Bildnisphotographie uns tief in das Weſen des Menſchen blicken läßt. Der **Frauenkalender** enthält Bildniſſe von und aus dem Leben und der Umwelt berühmter deutſcher Frauen, Künſtlerinnen, Schauſpielerinnen von früher und heute, nicht zuletzt auch Bilder aus dem Sportleben des jungen Mädchens wie aus dem Familienleben der Mutter. Auch hier wechſeln Fotos mit Werken der Malerei. — Deutſchland und die Welt aus der Vogelſchau zeigt der **Graf-Zeppelin-Kalender**; er dehnt die Enge der Heimat in die Weite der fremden Länder und Menſchen, Kulturen und Zeiten. — Alle dieſe Spemann-Kalender erſcheinen in dem gleichnamigen Verlag zu Stuttgart und koſten je 2,40 Reichsmark. Zu den in beſtem Kunſtdruck hergeſtellten Bildern liegen **jedem** Kalender noch 12 Kupfertiefdruckpoſtkarten bei mit Bildern aus allen der genannten Kalender. Dieſe Karten allein ſtellen ſchon den Geldwert des ganzen Kalenders dar. Künſtleriſch vollendetere Bildkalender als dieſe von Spemann gibt es nicht.

Der Kinderfreund iſt ein Bildkalender für die Jugend von 8 bis 14 Jahren. Auf 56 Abreißblättern bringt es durchweg intereſſante und wertvolle Bilder aus der Länderkunde, Flora und Fauna, Geſchichte, aus Sport und Technik; dazu findet man auf faſt jedem Blatt anregende Erläuterungen, Gedichte, Anweiſungen zum Baſteln, Spiel und Spaß. Der Kalender erſcheint im Stiftungsverlag, Potsdam, und koſtet 1,20 RM.

Familienforſchung und Heimatkunde

Vom Sinn und Wert genealogiſcher Arbeit.

Wir ſtehen heute in einem ungeahnten Aufſchwung genealogiſcher Forſchung, wir haben ſeit etwa zwanzig Jahren bereits eine Renaiſſance der Genealogie, die die Anſätze zu einer Wiſſenſchaft von weittragendſter Bedeutung birgt. Wo liegt der Wert genealogiſcher Arbeiten? Nun, auf mannigfachen Gebieten, rein menſchlicher wie wiſſenſchaftlicher Art. Das Studium der Menſchen iſt der Menſch, meint Hebbel, und man darf vielleicht ergänzen: **der Menſch und die Menſchengeſchlechter.** Wer aber jemals über ſich oder andere nachdenkt, wird bei tieferer Betrachtung tauſendfältig die Bindungen ſpüren, die auch aus der Vergangenheit zu ihm hinaufreichen. „Wer bin ich, woher komme ich, daß ich bin, wie ich bin und mich anders nicht machen noch wünſchen kann? . . . Man forſcht in den Büchern, man forſcht in der Not der Zeit nach den fernſten Urſprüngen, den legitimen Grundlagen, den älteſten ſeeliſchen Ueberlieferungen des bedrängten Ich, man forſcht nach Rechtfertigung.“ So hat ein anderer Dichter geſagt. Und manche wird es geben, die nicht nur in Zeiten der Not, ſondern dankbar auch in denen des Erfolges dieſer Grundlagen ihres Seins gedenken und deutlich da